

Fünfzig Jahre Beichtkind. — Dies ist kein Jubiläumsartikel. Der Hinweis auf die fünfzig Jahre soll nur ausdrücken, einmal, daß der Schreiber dieses Berichts Donnerstag vor Weißem Sonntag 1924 zum ersten Mal zur heiligen Beichte ging und, zweitens, daß er in den folgenden fünfzig Jahren einigermaßen regelmäßig seiner Beichtpflicht genügte.

Das spricht für die Macht der Gewohnheit — Das spricht für die Ungebrochenheit eines allzeit sündigen Bewußtseins — Das spricht für die Unverwüstlichkeit der Institution Beichte. So könnte man folgern. Alle drei Folgerungen sind im vorliegenden Fall nicht abwegig.

Was von allgemeinem Interesse sein könnte: Gab es eine Entwicklung des Beichtkinds während dieser Jahre? Was war und wurde ihm wichtig für die Effektivität des Sakraments? Inwieweit wirkte der Wandel theologischer Auffassungen von Sünde und Buße während dieser Zeit auf ihn zurück?

Gewiß gab es eine geistliche Entwicklung. Nicht vom Beichtkind zum mündigen Christen. Beichtkind ist er immer geblieben. Aber das Bewußtsein von Kindschaft in diesem Sakrament der Begegnung änderte sich mit der Zeit. Das schlug sich nieder in einer ständigen Ausweitung der Beichtspiegelkriterien, an denen gemessen wurde; in der Überprüfung nicht so sehr punktueller Vergehen als der durchgehenden Einstellungen etwa zum Gebet, zur Wahrhaftigkeit usw. Und auch in einem vertieften Verständnis des Sühneopfers Christi im Hinblick auf die persönliche Schuld. Weder Erforschung noch Reue, noch Konfession bereiteten je Schwierigkeiten. Nur beim Vorsatz gab es Vorbehalte: er war und blieb immer Absichtserklärung, gültig nur *rebus sic stantibus*. Gewußt wurde selbstverständlich, auch in den ersten zwanzig Jahren, daß dieses Sakrament eine

besonders nahe Begegnung zwischen Christus und dem Bußwilligen vermittelt. Aber nicht dieser Begegnung wegen wurde das Sakrament in erster Linie gesucht, sondern wegen des Priesters, wegen eines ganz bestimmten Priesters. Ich hatte *einen* Beichtvater während der Schulzeit, *einen* Beichtvater nach der Schulzeit, *einen* Beichtvater während meiner Militärzeit und zwei (nacheinander) während sieben Jahren Krieg. Jeder dieser Männer kannte mich auch außerhalb des Beichtstuhls, begleitete mich als Ratgeber, Freund, teilte mit mir eine Reihe ganz weltlicher Interessen. Und jeder zerschlug auch bei der Begegnung im Beichtstuhl von Anfang an das strenge Ritual, oder genauer: die formalistische Komponente des Rituals etwa durch die Aufforderung: Machen wir die Gewissensforschung gemeinsam. Dies nicht etwa nur zu Zeiten, in denen die monatliche Beichte Regel war, sondern auch in den Jahren, in denen regelmäßiges Beichten ausgeschlossen war, in den drei Jahren Ostfront zum Beispiel. In solchen außergewöhnlichen Situationen kam die Kraft des Sakraments — so schien es — nicht allein aus der Gemeinsamkeit des Glaubens, sondern auch aus der Gemeinsamkeit der äußeren, oft hoffnungslosen Situation.

Ich habe nach 1945 nie mehr einen Beichtvater gefunden, der mir zugleich Seelenführer und Freund war. Ich möchte nicht behaupten: weil ich erwachsen war, hätte ich ihn nicht gebraucht. Trotzdem bin ich natürlich weiter beichten gegangen.

Waren die Beichten damals für mich mehr Gericht oder mehr Gebet? Sie waren wohl beides, erfahren wurden sie als Stärkung, Befreiung, Neubeginn. Sie bewirkten auch psychische Veränderung: Freude und Glück. Aber sie waren immer — und sind es noch für mich — eine Kommunikation zwischen einem Ich und einem Du. Sie dienten der Eingrenzung und Überwindung persönlicher Schuld, Schuld auch mit sozialen Folgen und Auswirkungen auf Kirche und Welt. Doch wurden sie nie gesehen als Möglichkeit sich anzuklagen wegen sozialer Mißstände, unter denen das Beichtkind selbst litt: Diktatur

der Nazizeit, Kriegsgreuel, Kirchenverfolgung, Judenverfolgung, Zustände im Ostblock, in Vietnam (später), in Chile (später). Es kam mir auch nie in den Sinn mich wegen eines zu niedrigen Bruttosozialprodukts in Indien (mit unbestritten verheerenden Folgen) anzuklagen. Keiner meiner Beichtväter hat mir je erklärt, daß ich an derartigen Mißständen schuldig sei. Und hätte er es versucht, ich fürchte, ich hätte ihn nicht begriffen. Daß ich dennoch für viele soziale Zustände mitverantwortlich bin, steht auf einem anderen Blatte. Ich muß beten und arbeiten, damit soziale Mißstände überwunden werden, aber ich fühle mich an ihnen nicht schuldig, auch nicht durch Unterlassung, ich bin nachweisbar weder aktiver noch passiver Unterlasser.

Wie gesagt, ich habe nach 1945 keinen Beichtvater mehr gefunden, der mir zugleich Seelenführer gewesen wäre. Es gibt dafür sicher mehr als einen Grund auf meiner Seite: Mobilität, veränderte Abhängigkeiten, scheinbar geringere Gefährdung (verglichen mit den Jahren an der Kriegsfront) und damit nachlassendes Bedürfnis. Vielleicht aber auch: das zunehmende Schweigen — in der Kirche — über Sünde und Buße, das Infragestellen bestimmter tradiierter Wahrheiten, etwa Erbsünde und ihrer Folgen, Himmel, Hölle, Gericht — Anpassung an den Geist der Zeit oder Auswirkung noch nicht bewältigter Versuche, theologisch tiefer zu graben. Es geht nicht darum anzuklagen: vielleicht ist die Durststrecke unerlässlich. Was schwer verständlich bleibt, ist, daß bewährte pastorale Praktiken aufgegeben wurden, bevor neue bessere gefunden sind. Ich habe in den sechziger Jahren mehr als einmal erlebt, wenn ich beichten gehen wollte, daß Beichtstühle unbesetzt waren, die zu Zeiten, da sie aufgesucht wurden, hätten besetzt sein sollen. Wenn das einem Suchenden zwei-dreimal im Jahr widerfährt, dann bleibt das nicht ohne Folgen für seine Einstellung zu diesem Sakrament und seinen Verwaltern.

Was mich jedoch in den letzten Jahren immer wieder beschäftigte: Wie verhalten sich individuelles Schuldbewußtsein zu kollektivem Schuldbewußtsein innerhalb der Jünger Christi,

die die Kirche sind? Ich stelle nicht in Abrede, daß wir vor fünfzig Jahren zu einseitig auf unsere persönliche Schuld, meine Sünde, hingewiesen wurden, daß die damalige Pastoral, wenn sie uns auch nicht auf unsere Schuld fixierte, vielmehr auf *Metanoia*, Neubeginn aus war, so doch die Dimension der Kirche, der Gemeinschaft der Jünger Christi, beim Vollzug auch dieses Sakraments nicht im ausreichenden Ausmaß ins Bewußtsein des Beichtigers zu bringen vermochte.

Wir erleben heute andere Akzentuierungen, vielleicht sogar neue Konzeptionen, auch in der Pastoral. Nicht ich bin vor allem Sünder, sondern wir alle sind Sünder. Wir alle beten um Befreiung und Neubeginn. Niemand bestreitet das. Aber wäre es nicht möglich, daß ein solches Verständnis von kollektiver und kollektivierter Schuld und Sünde auch eine Reaktion ist auf Unwilligkeit und Unfähigkeit vieler unter uns, sich als Sünder, als persönlicher Schuldner zu begreifen und zu akzeptieren? Und Heilung statt Gericht in diesem Sakrament? Gewiß. Aber auch hier die offene Frage: Was ist bei dieser Neuakzentuierung Rückbesinnung und Rückgewinnung der durch die Evangelien verbürgten Hirtensorge Jesu und was ist Anpassung an ein modernes Verständnis von Schuld, die weitgehend als Ergebnis sozialer Mißstände begriffen wird, deren schuldloses Opfer der einzelne ist, wenn er fehlerhaft handelt? Das, meine ich, sind offene Fragen.

Fünfzig Jahre Beichtkind. Erfahrungen eines Laien
